

Glaubt man diversen Lebensratgebern, psychologischen Fachzeitschriften und den Medien im Allgemeinen, dann befindet sich der Großteil unserer Gesellschaft ständig auf der Suche nach dem individuellen Glück. Die hohen Verkaufszahlen von Lebenshilferatgebern lassen jedoch darauf schließen, dass dieses scheinbar selten gefunden wird. Was habe ich also für ein Glück, dass ich nicht zu diesen verzweifelt strebenden und unglücklichen Menschen gehöre, die glauben, dass sie nie ihr Ziel erreichen. Auf meinem Kontoauszug steht immer eine hohe Summe, ich mache viel Sport und ernähre mich gesund. Gut, es wäre schon schön, wenn vor der hohen Summe auf meinem Kontoauszug auch mal ein Plus stehen würde. Was? Müll runter tragen ist keine anerkannte Sportart? Und »Schokolade zum Frühstück« ist nur ein Film?

Soweit meine persönlichen »Glücksgedanken« – doch müsste nicht gerade die Volkskunde/Kulturanthropologie Interesse an den Glücksvorstellungen und -rezepten haben, die sich oftmals mit Alltagspraktiken und -wissen beschäftigen? Dabei denke ich, dass es nicht die Aufgabe ist, den vielen Glücksdefinitionen eine weitere – explizit kulturwissenschaftliche – hinzuzufügen, sondern zu fragen, wie die in diesen Diskursen präsentierten Konzepte von und Rezepte für Glück aussehen und worauf sie sich beziehen.

Auf der Suche

Im Wintersemester 2011/12 fand an unserem Institut eine Kolloquiumssitzung mit dem Titel »Glück« statt, die ich selbst mitgestaltete und für die ich auch die Basisliteratur mit aussuchte. Bereits hier stellte sich die erste Hürde: Wie findet man wissenschaftliche Literatur zum Thema Glück? Der erste Weg führt mich in die Bibliothek. Ich tippe das Suchwort »Glück« in den Onlinekatalog und erwarte eine vielfältige Auswahl an Dissertationen, Zeitschriften und Aufsätzen. Meine Erwartung wird jedoch enttäuscht, da sich unter dem Stichwort hauptsächlich Romane finden lassen und – auf den ersten Blick – nur wenige volkskundlich/kulturanthropologische Auseinandersetzungen über Glück.

Langsam beginne ich mich in dem Thema Glück zu verfangen. Ich beginne zunehmend, Verknüpfungen zu verschiedenen Werken herzustellen, in denen die Autorinnen und Autoren auf dramatische Weise ihre Protagonisten nach dem vollkommenen Glück suchen lassen. Wie ist es beispielsweise mit den Protagonisten Tomas und Theresa aus »Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins« von Milan Kundera? Kundera lässt beide leiden, indem er ihre unerträglich heftige Liebe durch etliche Seitensprünge und Vertrauensbrüche einer ständigen Spannung aussetzt. Dabei sehnen sich beide

lediglich nach einem vollkommenen und glücklichen Leben und stellen in regelmäßigen Abständen fest, dass sie nicht ohne einander sein können. Kundera macht durch seine Wortwahl und Gedankengänge deutlich, dass das Glück nicht als Gegenstand zu erkennen sei, sondern immer nur im Zusammenhang mit einem Gefühl entstehe. Und innerhalb der Geschichte verweist der Autor auf eine weitere literarische Bearbeitung der Suche nach dem Glück, denn Therasas Lieblingsbuch ist »Anna Karenina« von Leo Tolstoi, der wiederum seinen Protagonisten Wronski ebenfalls auf die verzweifelte Jagd nach seiner großen Liebe schickt. Dieser sieht in der Titelfigur Anna die Erfüllung seines Lebens und nimmt etliche Jahre des Versuchens auf sich, um ihre Liebe zu gewinnen. Doch als er endlich das bekommt, was er zu wollen meint, fehlt wieder etwas und er muss erneut beginnen, sich auf die Suche nach seinem individuellen Glück zu begeben. Ich habe mich derweil für das »Prinzip des Serendipity«¹ entschieden und lehne entspannt über der 22. Ausgabe der Zeitschrift Kuckuck. So stoße ich auf den Artikel »Die falschen Freunde des Glücks« von Dieter Thomä, der ebenfalls das Beispiel des Romans »Anna Karenina« in seinen Aufsatz einfließen lässt. Seine These: Menschen »utopisieren« Glück und sehen es nur in der Zukunft liegen. In diesem Zusammenhang bezeichnet Thomä den philosophischen Inhalt des Werkes als »eine große Parabel, die das Scheitern jener Logik der Bedürfnisbefriedigung illustriert.«²

Als ich den Kuckuck zum dritten Mal durchblättere, einige Abschnitte mehr und einige weniger intensiv gelesen und auf unseren Inhalt bezogen habe, stelle ich fest, dass ich häufig auf die Begriffe Utopie, Selbstverantwortung und Lebenshilferatgeber gestoßen bin. So untersucht zum Beispiel Stefanie Duttweiler in ihrem Aufsatz »Ratgeber zum Glück – Arbeitsanleitungen neoliberaler Selbstführung«³ die Bedeutung von Ratgeberliteratur für die Gesellschaft. Nach Duttweiler seien Glücksratgeber ein Produkt der Massenkultur, deren Inhalte jedoch ausschließlich an individuelle Rezipienten adressiert seien. Somit werde den Leserinnen und Lesern vermittelt, dass jeder Mensch selbst dafür verantwortlich sei, sein persönliches Glück – unabhängig von sozialen oder politischen Gegebenheiten und Prozessen – zu realisieren.⁴ Die Autorin visualisiert in ihrem Aufsatz, dass uns die unterschiedlichen Lebenshilferatgeber unser (scheinbar) mangelndes Glück gewissermaßen auflisten würden. Sie ist der Meinung, dass die vermeintliche Suche nach dem Glück eigentlich eine »Problemtisierungsformel«⁵ sei, die zur »permanenten Selbstverbesserung«⁶ anleiten solle. Für diese Selbstverbesserung ist es unumgänglich, dass innerhalb der Ratgeber die Unterscheidung zwischen Glück und Nicht-Glück, zwischen *richtigem* und *falschem* Leben immer wieder hervorgehoben wird.⁷ Duttweiler geht es jedoch nicht darum, die Bedeutung und Erreichbarkeit

¹ Rolf Lindner: Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der »Andacht zum Unbedeutenden«. In: Zeitschrift für Volkskunde 107 (2011), S. 155–169.

² Dieter Thomä: Die falschen Freunde des Glücks. In: Kuckuck 22 (2007), Heft 1, S. 4–7.

³ Stefanie Duttweiler: Ratgeber zum Glück: Arbeitsanleitungen neoliberaler Selbstführung. In: Kuckuck 22 (2007), Heft 1, S. 8–12.

⁴ Ebd., S. 8 und 10.

⁵ Ebd., S. 10.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd., S. 9.

des Glücks zu enttarnen und transparent zu machen, sondern darum, die »diskursive Konstruktion des Glücks«⁸ zu beleuchten. Indem die Autorin nach der »Form« fragt, in der Glück zum »Gegenstand des Diskurses«⁹ gemacht wird, führt sie mich zu meiner Fragestellung an das Thema Glück in der Volkskunde und bringt mich auf die Idee, darauf zu achten, wie später die Anwesenden des Kolloquiums das Thema Glück verhandeln: Was geschieht während einer Diskussion über das Thema Glück?

Glück im Unglück

Da sitzen wir nun zu dritt als Moderator_innen und blicken in die erwartungsvollen Gesichter der Anwesenden, um darüber zu diskutieren, was der Aufsatz von Duttweiler und darüber hinaus das Thema Glück für die Volkskunde bereithalten. Zunächst läuft es darauf hinaus, dass aufgezählt wird, wie Glück fungieren und funktionieren könne. Ich höre den Begriff Glück im Zusammenhang mit Dingen, Gefühlen und verschiedenen Ländern, aber kaum mit Bezug zum Text, und immer wieder den Satz: Glück bedeutet doch für jeden etwas anderes. Und doch kaufen wir die gleichen Bücher, um unsere Lücken auf ›individuelle‹ Weise mittels Selbstführung zu füllen. Was ist allerdings dann noch individuell? Die Sitzung entfernt sich zunehmend von unserem Konzept und dem Text von Duttweiler: Die verschiedenen Meinungen, die in den Raum geworfen werden, prallen regelrecht aneinander ab und es entwickelt sich eine mit Spannung aufgeladene Atmosphäre. Stimmen werden lauter, Stirnen gerunzelt und Augenbrauen in die Höhe gezogen. Es entsteht kein Konsens über das Glück im Allgemeinen oder über den Inhalt des Aufsatzes. Ja, auf einmal wirkt es fast so, als hätte niemand der Anwesenden diesen Text wirklich gelesen. Denn das, was während dieses Kolloquiums geschieht, ist gerade ein wichtiger, im Aufsatz thematisierter und auch kritisiertes Aspekt – 90 Minuten lang wird versucht, Glück als auf individuelle Praktiken, Vorlieben, Wissensbestände und Wertesysteme bezogene Größe zu erfassen.

Wie kann es sein, dass die Diskussion über das Thema Glück ein Seminar fast sprengt? Ich hatte mir als Ziel gesetzt, am Ende der Sitzung eine Antwort auf meine Frage zu bekommen, wie sich Glück volkskundlich/kulturanthropologisch erforschen lässt, welche Methoden und theoretischen Bezüge hierfür denkbar wären – wir Moderator_innen wollten beleuchten, ob die Diskussion über das Glück für die Volkskunde/Kulturanthropologie von Bedeutung sein könne, ein mögliches Forschungsfeld. Genau diese von uns gewählte Vorgehensweise führte uns jedoch nicht zum Ziel. Wie kann es sein, fragte ich mich, dass alle Anwesenden einen gemeinsamen Grundlagentext über die ›Form‹, in der Glück zum ›Gegenstand des Diskurses‹ gemacht wird, lesen und trotzdem nur innerhalb dieses Diskurses argumentieren und streiten, indem jede und jeder für sich versucht, das (unsichtbare) Glück als Gegenstand zu definieren?

Warum war es mir/uns nicht möglich, den Diskurs auf die Meta-Ebene der ›Form‹ zu orientieren? Trotzdem sehe ich in der beschriebenen Sitzung nicht nur – für meine

⁸ Ebd. S. 10.

⁹ Ebd. S. 8.

Perspektive und aufgrund meiner umfangreicheren Vorbereitungen auf das Thema – ein diskursives ›Scheitern am Glück‹, sondern vielmehr auch Hinweise auf das Potenzial, das in der Diskussion über Glück steckt, auch wenn es schwierig sein kann, über Diskurse zu sprechen, die eine so große Nähe zu unserem alltäglichen Leben aufweisen und emotional so stark besetzt sind wie das Thema Glück. Gerade hier liegt ja die methodische Aufgabe für uns, sich aus dieser Nähe nach und nach zu lösen und den kulturwissenschaftlichen Blick zu üben.

Mara Kramer
c/o Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg
mara_kramer@web.de